

Robert Wiens

Was heißt denn hier „soziale Verantwortung“?

Die „soziale Verantwortung“, das ist beinahe ein „weißer Schimmel“, eine Tautologie. Dass uns dies normalerweise nicht auffällt, ist nur ein Zeichen dafür, wie einseitig die Bedeutung des Wortes „Verantwortung“ mittlerweile geworden ist.

Ursprünglich stand das Verb „verantworten“ wohl synonym zu „beantworten“, also auf eine Frage antworten. Je gewichtiger die Fragen, um die es dabei geht, desto eher wandelt sich die Bedeutung von „antworten“ über „sich verantworten“ zu „Rechenschaft geben“. So ist der Träger einer „Verantwortung“ heute jene Person, die über etwas Rechenschaft zu geben hat. In unserem heutigen Gebrauch des Wortes wird die Bedeutung von „Verantwortung“ fast völlig davon bestimmt, **was** man zu verantworten hat, **wofür** man verantwortlich ist oder gemacht wird.

Dabei haben wir aus den Augen verloren, dass der Begriff immer auch ein Gegenüber beinhaltet, dem die Verantwortung geschuldet ist. Das Wort trägt eine soziale, eine zwischenmenschliche Dimension schon in sich. Verantwortung ohne eine Instanz, ohne jemand, dem zu antworten ist, bleibt sinnlos. Wer die Verantwortung für ein wirtschaftliches oder politisches Desaster übernimmt, aber keine Antworten auf die daraus folgenden Probleme gibt, nutzt das Wort zur Tarnung und Verschleierung, entwertet es damit und versündigt sich an der Sprache. Wer verantwortlich handelt, kann Rede und Antwort stehen, kann begründen und erklären, ist bereit und gewillt, sich dem Nachfragen anderer zu stellen. Deshalb ist Verantwortung ohne soziale Dimension ein Unwort.

„Soziale Verantwortung“ ist aber nur fast ein weißer Schimmel, weil dabei mit „sozial“ nicht der notwendige zwischenmenschliche Aspekt des Wortes „Verantwortung“ bezeichnet wird, sondern das Objekt, für das die Verantwortung gilt. Verantwortung für das Soziale, für die Gesellschaft, für den gesellschaftlichen Zusammenhalt ist also gemeint.

Je mehr es jedoch bei der Rede von sozialer Verantwortung nur darum geht **was** man zu verantworten hat und nicht mehr **vor wem** verantwortet werden muss, umso nebulöser wird die Verantwortung. Wer Verantwortung übernimmt, um damit weiteren Fragen auszuweichen, wer also sein Tun nur noch vor dem eigenen Gewissen verantwortet, vor einer persönlich gefühlten Notwendigkeit, vor einem Wert oder einem höheren Prinzip, antwortet gar nicht

mehr. Unter dem Deckmantel der Verantwortung schleicht sich hier im besten Fall eine Spielart der so genannten Prinzipienethik ein, im schlimmsten Falle verantwortungslose Willkür. So wird in Politik, Wirtschaft oder auch Theologie immer öfter dann von Verantwortung geredet, wenn man sich die Finger schmutzig machen „muss“, wenn es angeblich keine Alternative mehr gibt, wenn den Menschen „Sachzwänge“ aufgezwungen werden, wenn jeder Widerspruch von vorneherein als utopisch, unsachlich, unsinnig, ja unverantwortlich abgestempelt werden soll. So weit zum Missbrauch.

Doch bevor wir jetzt die Frage, **wem** wir Christen Verantwortung schulden, vorschnell mit „Gott“ beantworten und uns dann wieder über das **Was** und **Wofür** streiten, bietet die Bibel eine erstaunliche Überraschung. In 1 Petrus 3,15 wird ein Gedanke auf den Punkt gebracht, der auch sonst in der Bibel eine Rolle spielt: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist“. Ich halte dies nicht nur für eine zufällige Einzelbemerkung zu unseren Fragen nach dem Wem und Wofür sozialer Verantwortung, sondern für einen grundlegenden Hinweis. Diesen Vers hat der Hutterer Peter Riedeman interessanterweise seinem Büchlein „Rechenschaft unserer Religion, Leer und Glaubens“ von 1542 vorangestellt. Offensichtlich will er seine wichtige Zusammenfassung täuferischer Theologie als eine Verantwortung der Hoffnung verstanden wissen. In der Lehre der oft als Prinzipienreiter verspöttelten Täufer nimmt gerade die so verstandene Verantwortung eine zentrale Rolle ein.

Wenn wir von diesem Vers ausgehen, antwortet in dem Begriff „soziale Verantwortung“ das Soziale, die Gesellschaft, die Menschen und ihre zwischenmenschlichen Belange gerade nicht auf die Frage nach dem **Wofür**, sondern auf die Frage „**vor wem**“! Die Gesellschaft und ihre Probleme sind eben nicht Objekte unserer Verantwortung vor irgendeiner unfassbaren Instanz. Sie werden vielmehr zu dem Gegenüber, dem wir Antwort schulden, auf dessen Fragen wir Rechenschaft zu geben haben. Und zwar Rechenschaft über die Hoffnung, die in uns ist.

Damit tun sich für unsere weitere Überlegung ganz neue Möglichkeiten auf. Welche Fragen stellt unsere Gesellschaft denn? Welche Probleme halte nicht ich für vordringlich, sondern bewegen die Menschen um mich her? Vielleicht müssen wir zuerst das Zuhören besser lernen. Lernen, in manchem Problem erst die Frage zu erkennen. Lernen, uns durch die Wirklichkeit, in der wir leben, hinterfragen zu lassen. Gehen wir aus unseren Gottesdiensten mit der Bereitschaft auf die Straße, uns fragen zu lassen? Oftmals sicherlich, oft wohl auch nicht. Aber keine Antwort ist bekanntlich auch eine Antwort. Und man-

chmal gibt jeder von uns wohl auch Antworten auf Fragen, die niemand gestellt hatte.

Oder anders gefragt: Wie verantworten wir unsere Erziehung vor unseren Kindern? Wie verantworte ich mein Betriebsmanagement vor meinen Arbeitnehmern und Kunden? Wie verantworten wir unsere Gottesdienste vor jenen, die von Kirchlichkeit und Religion genug haben, vor den Hoffnungslosen unserer Gesellschaft? Wie verantworten wir ein Wirtschaftssystem vor seinen Verlierern? Wie verantworten wir unsere Predigten vor ihren Hörern, unsere organisatorischen Entscheidungen in Gemeinden und Werken vor denen, die von diesen Entscheidungen betroffen sind?

Solche „soziale Verantwortung“ verändert die Fragen, die vor einer Entscheidung zu beantwortet sind. Es geht nicht mehr um die eher moralische Frage: „Kann ich es verantworten, dies zu tun oder jenes zu lassen?“ Stattdessen fragen wir: „Wird für Menschen, die von meinem Handeln betroffen sind, dadurch mehr von der Hoffnung in mir sichtbar oder weniger?“ Wie kann ich die Hoffnung in mir am besten zeigen, erklären, „rüberbringen“? Gott und unser Glaube sind weniger die letzte Instanz, auf die wir uns vor anderen Menschen berufen. Sie sind vielmehr das Angebot, dass wir anderen vorlegen dürfen, besser noch vorleben.

Wie man auf Fragen unserer Zeit so antwortet, dass etwas von der Hoffnung in uns sichtbar wird, das muss in jedem einzelnen Fall neu überlegt, neu erprobt und gewagt werden. Ein Punkt aber scheint mir sehr deutlich: Wer die Probleme der Gesellschaft als Fragen sieht und versucht, als Antwort darauf von der Hoffnung in uns zu sprechen, dem ist jede strikte Trennung zwischen Zeugnis, Hilfe und Politik, zwischen Mission, Diakonie und Friedenstiften ein Dorn im Auge. Wenn „soziale Verantwortung“ im Licht von 1 Petrus 3,15 definiert wird, dann kann Zeugnis nicht in der Predigt stecken bleiben, Friedenstiften nicht in der Lobbyarbeit und Diakonie nicht in der Nothilfe. Vielmehr will all unser Handeln die gleiche Hoffnung sozial verantworten. Die verschiedenen Aspekte bestärken und ergänzen einander. Zu solcher umfassenden Verantwortung ist jede und jeder von uns herausgefordert, in jeder Situation neu. Wir sind gefragt – und zwar weil Hoffnung in uns ist. Das ist nicht gerade gewöhnlich in unserer Welt.

Aber ist denn da überhaupt eine Hoffnung in uns? Wenn wir uns vom Blick auf unsere Energien, auf unsere Mitgliederzahlen, auf unsere Möglichkeiten entmutigen lassen, dann sicher nicht. Wir können dem Frust das Feld überlassen und uns damit abfinden, dass bald niemand mehr nach uns fragt, dass wir also auch nichts mehr sozial zu verantworten haben. Oder wir können

üben, neu aus unserer Hoffnung heraus zu leben und zu handeln. Denn zum Glück sind nicht wir schon die Hoffnung. Aber es gibt die Hoffnung auch nicht frei schwebend abstrakt, ohne Menschen, in denen sie leben und durch die sie wirken kann.

Hoffnung ist Mangelware in unserer Zeit und vielleicht auch in unseren Gemeinden. Und dennoch ist Hoffnung genau das, was wir Christen unserer Gesellschaft anzubieten haben. Nichts Geringeres als Gottes Zusagen und Gottes Treue sind Grund und Ursache unserer Hoffnung. Aus dieser Hoffnung heraus Antworten auf die Fragen unserer Zeit zu leben, diese Hoffnung sichtbar werden zu lassen, sie zu verantworten, das ist unsere soziale Aufgabe. Dieser Herausforderung können sich kleine Gemeinden ebenso gut stellen wie große Kirchen. Wichtiger als die Größe unserer Mitgliederzahlen ist die Größe unserer Hoffnung – und ob diese Hoffnung durch uns zu einer sichtbaren, erlebbaren Antwort an unsere Mitmenschen werden kann.

Robert Wiens, Jahrgang 1974, Friedensarbeiter beim Deutschen Mennonitischen Friedenskomitee in Bammental